

Das "unverdorbene" Volk

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **12 (1913)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749630>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS „UNVERDORBENE“ VOLK

Keiner wird es bestreiten wollen: seit die Welt steht, waren die Ansichten und Empfindungen zwischen den Leuten, die sich als Künstler, Kritiker und Sammler fortwährend und eingehend mit der Kunst und ihrem Werden und Wachsen befassen, und den vollkommenen Laien, die sich gerne das „unverdorbene Volk“ rühmen lassen, nie so himmelweit von einander entfernt. Fast immer, wo der eine Hosiannah jubelt, schreit der andere Kreuziget ihn; Erbitterung und Spott haben auf beiden Seiten einen solchen Grad erreicht, dass man längst verzichtet hat, nach einer Brücke zu suchen.

Jene merkwürdigen Schwärmer mögen wohl selten sein, die da glauben, das Heil liege in der Anwendung demokratischer Grundsätze auf die Kunst, und der Künstler habe sich einfach nach der Mehrheit zu richten; andere Möglichkeiten, sich auf einer Straße zu finden, werde wohl keiner entdecken. Weniger selten hört man aber, das „unverdorbene“ Volk, das sich noch nie in ästhetischen Ideen verloren habe, folge seinem reinen Empfinden und könne unmöglich in die Irre gehen.

Nun erlaubt aber das Prinzip der Aurea Mediocritas, das die notwendige Folge jeder Demokratie ist, gerade noch, einen Staat auf die Beine zu stellen, der nur für wenige ein starkes Hemmnis ihres persönlichen Strebens bedeutet. Aber Kunst und Mittelmäßigkeit schließen sich aus wie Feuer und Wasser.

Zugegeben: es ist ein Übelstand, dass diese gleiche Straße für Künstler und Volk nicht gefunden werden konnte. Bisweilen möchte es zwar fast scheinen, man hätte sie erreicht; nur betrage der Abstand zwischen Vortrupp und Gewalthaufe ein Dutzend Jahre zum mindesten; das „unverdorbene“ Volk von heute hat längst vergessen, welch gehässigen Empfang es seinerzeit den Marignanofresken bereitet hat.

Muss denn aber die Schuld an dem langen Abstand — oder gar am ganz verfehlten Anschluss — durchaus bei den Künstlern gesucht werden? Weil sie zu schnell gehen, zu hoch steigen, weil man ihnen „einfach nicht“ folgen kann? Wie wär's, wenn einmal das Volk, oder auch jene, die es leiten, sich überlegte, ob

die Schuld nicht bei ihm liegt und ob ihm wirklich das unverdorbene Empfinden eignet, das man ihm nachrühmt?

* * *

Vor einiger Zeit ist ein Büchlein geschrieben worden, das den treffenden Titel führt „Der Schulaufsatz ein verkappter Schundliterat“; schonungslos und folgerichtig weist es nach, dass die Musteraufsätze, wie sie nicht Kinder, sondern einflussreiche Pädagogen gefertigt haben, unzweifelhaft zur Schundliteratur gehören, dass also die Schule jahrzehntelang sich beflissen hat, den Kindern das angeborene Gefühl für guten sprachlichen Ausdruck abzugewöhnen. Der Erfolg zeigt sich in der Wahl des Lesestoffes, die das Volk trifft; er zeigt sich überall dort, wo ein einfacher Mann sich schriftlich äußern möchte und nicht über den Aufsätzlistil hinauskommt. Das Geschlecht der Züs Bünzli hat sich in die Hunderttausende vermehrt.

Ein anderes Büchlein wäre noch zu schreiben: „Das Schulwandbild ein verkapptes Schundgemälde“. Ich habe letzthin die Schulausstellung des Pestalozzianums besucht und habe sie mit Schauern verlassen. Von den Bildern, die zur Verwendung im Unterricht — ich spreche nicht vom Wandschmuck, der sich, ach wie wenig, gebessert hat — da empfohlen sind, ist wohl keines, das nicht die bescheidenste Kunstaussstellung mit Entrüstung zurückweisen würde. Die Farbe misstönend, alles ausdruckslos, vieles erlogen, die Reproduktionstechnik so schwach, als sie irgend sein kann. Pestalozzi sagte einst, für die Kinder sei das Beste gerade gut genug; hier scheint der Gedanke gewaltet zu haben, das Schlechteste sei für sie fast noch zu gut. Der Schundliterat des Schulaufsatzes braucht sich nicht in Einsamkeit zu schämen; er hat einen Genossen, der ihn um Haupteslänge überragt.

Vielleicht haben sich gewisse Schulen, haben sich hervorragende junge Lehrer gegen diesen Schund gewendet — ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, dass ganze Generationen von Menschen in den Jahren, wo die Augen am hellsten und der Geist am weichsten ist, Tag für Tag vor diesen Bildern saßen, dass sie ganze Stunden sich diese Scheußlichkeiten einprägen mussten, bis ihr Gehirn davon erfüllt war. Kein Kunstwerk, auch wenn man sich bisweilen mit einem solchen abgab, konnte so

lange und so tief wirken; nichts konnte so sehr auf Denken und Fühlen für das ganze Leben abfärben.

* * *

Und da kommt man nun mit dem „unverdorbenen“ Volk und seinem natürlichen Empfinden und möchte es zum Richter in Kunstsachen erheben. Wo doch auf der Hand liegt, dass nur ganz hervorragende Veranlagung oder gute häusliche Kunstpflege oder strenge Arbeit an sich selbst dazu führen kann, um die Seele nach einer solchen Durchtränkung mit dem elendesten Schund wieder zu natürlichem Empfinden zu führen.

Unverdorben empfinden kann am Ende ein gescheiter An-
alphabet, wie man sie etwa in italienischen Dörfern findet, der
zeitlebens kein schlechtes Bild gesehen hat. Aber ein Volk, das
in seiner Jugend solches Kunstgift zu schmecken bekam, das dann
später durch traurige Reklameerzeugnisse, wie sie heute endlich
etwas seltener werden, gefüttert wurde; ein Volk, das die Kunst-
ausstellungen mit dem Gefühl besucht, alles besser zu verstehen,
da es ja aus der Schule weiß, wie man über Bilder spricht; ein
Volk, das ganz und gar die natürliche Gabe verloren hat, sich
in Kunstwerke einzufühlen, das stelle man uns nicht länger als
das Maß aller künstlerischen Dinge hin.

ZÜRICH

ALBERT BAUR

□□□

SCHMUTZ UND HYGIENE

Der Aufsatz über „Schmutz“ von Fritz Müller veranlasst mich zu folgenden Bemerkungen: Sicher ist der humorvolle Ansturm gegen die übertriebene Bazillenfurcht gewisser Kreise eine gesunde Reaktion, die uns nur angenehm sein kann. Auch die Auswüchse des Reinlichkeitsfanatismus sind zu bedauern, namentlich wenn ihnen die Schönheit eines altersgrauen Kunstdenkmals zum Opfer fällt. Es scheint uns aber notwendig, zwischen Schmutz und Schmutz zu unterscheiden.

Vieles, das im gewöhnlichen Sprachgebrauch als Schmutz bezeichnet wird, ist vom hygienischen Standpunkte aus vollständig harmlos und wird meist aus erzieherischen, ästhetischen oder anderen Gründen bekämpft. Hierher gehören die Flecken in einem Schulhefte, die Erde an den Händen spielender Kinder usw. Davon muss aber reinlich geschieden werden, was der Hygiene als schmutzig gilt; hierher muss alles, was unter Umständen Krankheiten zu übertragen oder zu erzeugen vermag, gerechnet werden,